



Editorial

Liebe Leser*innen,

ihr haltet in diesem Moment etwas ganz besonderes in den Händen, nämlich die erste Ausgabe der Arbeiter*innenjugend. Wie es dazu kam, könnt ihr gleich lesen.

Passend dazu und auch zum Leitthema der kommenden zwei Jahre beschäftigen wir uns in dieser Ausgabe mit Klasse. Dazu haben wir darüber diskutiert, was dieser Begriff heute eigentlich bedeutet und wie sich unsere Klassenanalyse in unserer täglichen Praxis äußert. Außerdem haben wir zwei Bücher zum Thema rezensiert. Was ist Klasse überhaupt und wie spiegelt sich das in meinem Lebenslauf wider? Damit beschäftigt sich unter anderem das Buch "Klasse und Kampf", das wir in dieser Ausgabe diskutieren.

Neben dem Schwerpunkt auf Klasse haben wir unter anderem ein längeres Interview mit Jana, unserer ehemaligen Bundesvorsitzenden, geführt, in dem sie mit uns über ihre Zeit im Bundesvorstand, die schönen und auch die schwierigen Momente, spricht.

Wir hoffen, ihr habt beim Lesen genauso viel Spaß wie wir beim Erstellen.

Freundschaft!

Eure Redaktion



02

Ein Treppenwitz der Geschichte?

Steffen Göths

08

Spickzettel Erziehung zum Klassenbewusstsein

Tobi und Marie

12

"Mit der Wahl von Frauen in politische Funktionen ist erst der Anfang gemacht"

Interview mit Jana Herrmann

04

Warum wir nicht alle Arbeiter*innen sind

Karl Müller-Bahlke

10

Die Gruppe macht's – auch Theoriearbeit

Mona Schäfer

15

Rezension Karl Marx von Dietmar Dath

David Pape

06

Gas, Wasser, Solidarität

Nico Schreiber

11

**Viele Perspektiven – wenig Analyse
Rezension Klasse und Kampf**

Steffen Göths

16

Test: Was kann ich für meine Klasse tun?

Ein Treppenwitz der Geschichte?

Aus "andere jugend" wird wieder die "Arbeiter*innenjugend"

Vielleicht habt ihr es schon mitbekommen: Die Bundeskonferenz hat beschlossen, die aj umzubenennen. Nachdem die Zeitung seit 30 Jahren "die andere jugend" hieß, heißt sie nun "Arbeiter*innenjugend" und ist damit ihrem ursprünglichen Namen "Arbeiterjugend" wieder deutlich näher. Doch warum wurde die Zeitung damals umbenannt und woher kommt die Entscheidung, dies nun wieder zu ändern? Dazu haben wir mit Genoss*innen gesprochen, die 1991 mitentschieden haben und auch einen Blick in die erste "andere jugend" geworfen - und können euch wärmstens empfehlen, es uns gleichzutun.

1991: Ist "Arbeiterjugend" noch zeitgemäß?

Unter dem Eindruck der Auflösung des Staatssozialismus (wir berichteten) in Osteuropa und dem Beitritt der DDR zur BRD stellte sich der Bundesvorstand in der Nachwendzeit die Frage, welche Jugendlichen man noch mit einer Zeitung erreicht, die "Arbeiterjugend" heißt. Im Editorial der Ausgabe 1/1991 wird darauf verwiesen, dass sich der Kapita-

lismus seit 1904 verändert habe und auch für eine sozialistische Jugendorganisation die Zielgruppe nicht mehr klar als arbeitende Jugend zu definieren wäre. Genoss*innen, die damals aktiv den Verband gestalteten, erinnern sich:

"Der Begriff war kein Zeitschriftentitel mehr, von dem sich Jugendliche angesprochen fühlen und sie identifizierten sich nicht mehr mit der Bezeichnung 'Arbeiterjugend', so war damals die politische Auffassung und Mehrheitsentscheidung."

In Redaktion und Bundesvorstand wurde man sich daher einig, dass der Name geändert werden müsse. Man versuchte dabei eine Lösung zu finden, bei der man das im Verband bekannte und bis heute verwendete Kürzel aj beibehalten konnte. Daraus entstand dann die Idee, die Zeitung "Die Andere Jugendzeitschrift" zu nennen.

Die Entscheidung wurde dann mit der Ausgabe 1/1991 umgesetzt und mit einem neuen Konzept verknüpft, das "zeit- und jugendgemäßer" sein sollte. Etwas verkürzt könnte man die Zeitung damals als eine Art Bravo von links beschreiben: Neben einer mehrteiligen, packenden Foto-Love-Story (bei der die Protagonistin

natürlich regelmäßig zur Falken-Frauen-Gruppe geht), gab es auch eine Computerecke und eine "Sex Sex Sex"-Seite, auf der etwa über weibliche Selbstbefriedigung geschrieben wurde. Gleichzeitig versprach das Editorial, dass diese Veränderung „nichts mit Entpolitisierung oder Anpassung an diffusen Zeitgeist“ zu tun habe.

Die Veränderung des Konzepts und auch die Umbenennung stießen damals auf ein geteiltes Echo im Verband. In der folgenden Ausgabe wurden einige Briefe von Leser*innen veröffentlicht. Der Genosse Hannes aus Wuppertal kritisierte die Entscheidung folgendermaßen:

„Ich bin nicht der Meinung, daß man den Namen unserer Zeitung verändern muß, um Jugendliche von der Richtigkeit sozialistischer Utopie zu überzeugen. Denn Arbeiterjugendliche sind wir alle, auch wenn es heute schwieriger geworden ist, Jugendliche davon zu überzeugen.“

Der Genosse Thomas aus Zwickau begrüßte die Entscheidung hingegen, da die Zeitung mit dem neuen Namen deutlich besser unter den Jugendlichen zu verteilen war, „eine ‚Arbeiterjugend‘ würde [ihm] niemand abnehmen“.



Bild: Lena Schliemann

In der Zwischenzeit: Wofür steht das a in aj?

In den letzten 30 Jahren hat sich die aj immer wieder verändert. So hat sich die Anzahl an Zeitungen pro Jahr auf inzwischen drei Ausgaben reduziert und seit 2009 erscheint sie nicht mehr als gebundenes Magazin auf Glanzpapier, sondern im auch bekanntesten Zeitungsformat. Auch diese Formatänderung sollte mit einer inhaltlichen Neuorientierung einhergehen, wie die damalige Redaktion im Editorial erläuterte: "Wir wollen stärker aktuelle Themen und Fragestellungen behandeln, die junge Menschen, SchülerInnen und Azubis bewegen."

Das Layout mit seinem markanten, von der Redaktion liebevoll Fuchsschwanz genannten Seitenkopf, begleitete die aj dann bis 2017, als die aj ihr heutiges Layout bekam. Bereits 2011 hatten wir damit begonnen mit dem "a" im Namen zu experimentieren - vielleicht ein erstes Zeichen dafür, dass "andere jugend" als Name unbefriedigend ist. So gab es im Laufe der Jahre die antikapitalistische, amouröse, athletische und natürlich auch die antifaschistische Jugend im Titel der Zeitung.

Auf jeden Fall wurde in der Redaktion, im Bundes-SJ-Ring und

im Bundesvorstand immer wieder über die Ausrichtung der aj und die Definition ihrer Zielgruppe diskutiert. Wenn ihr die Zeitung schon länger lest, ist euch vielleicht auch aufgefallen, dass sich die Art der Artikel, der Umfang der gewählten Schwerpunkte und auch die ganze Ansprache immer wieder gewandelt hat - und das ist bei einer Zeitung eines Jugendverbandes auch gut so. Die Frage, wie die Zeitung heißen soll, ist insbesondere in den letzten beiden Jahren immer wieder in informellen Runden aufgetaucht.

2021: Wir sind die "Arbeiter*innenjugend"!

Die Bundeskonferenz in Essen (und im Internet) war insbesondere durch den vom Leitantrag des Bundesvorstands gesetzten Fokus auf das Thema Klasse geprägt. Dabei gab es insbesondere darüber eine kontroverse Debatte, ob sich der Verband als Selbstorganisation von Arbeiter*innenkindern und -jugendlichen versteht und ob dies die Realität des Verbandes und seiner Funktionär*innen widerspiegeln. Dabei wurden sowohl sehr unterschiedliche Realitäten in den Gliederungen deutlich als auch unterschiedliche Verständnisse des Begriffs "Arbeiter*in". Am Ende setzte sich die Position durch, die "Arbeiter*in" nicht anhand von formaler Bildung oder dem Beschäftigungsfeld definiert, sondern anhand der Frage, ob man lohnabhängig ist oder über Produktionsmittel verfügt.

Gewissermaßen im Fahrwasser dieser Debatten wurde dann aus Hamburg ein Änderungsantrag an den Antrag zur aj gestellt, der die Umbenennung in "Arbeiter*innenjugend" forderte. Nach einer Debatte, die in ihren Grundzügen auch den Reaktionen 30 Jahre zuvor glich, entschied sich die Bundeskonferenz schließlich zur Beinahe-Rückkehr der Zeitung zu ihrem alten Namen. Manchmal weht der Wind der Geschichte halt etwas schneller als man denkt.

Die Veränderung wird mit dieser Ausgabe wirksam, auch unser Blog wird auf eine neue Domain umziehen: www.arbeiterinnenjugend.de. Wir sind gespannt, ob und wie der neue Name den Charakter unserer Zeitung in den nächsten Jahren verändern wird und wie künftige Generationen unseres Verbandes über diese Entscheidung denken werden. Es wird mit Sicherheit nicht die letzte Veränderung gewesen sein.

Steffen Göths für die aj-Redaktion

PS: Ein Treppenwitz der Geschichte wird es übrigens dann, wenn die BuKo in 30 Jahren beschließen sollte, dass "andere jugend" als Name doch ganz gut war.



Warum wir nicht alle Arbeiter*innen sind...

...und warum wir trotzdem gewinnen können!

Die Behauptung, es gäbe mittlerweile keine Klassen oder mindestens keine Arbeiter*innenklasse mehr, ist auch in der Linken immer noch verbreitet. Die Welt heutzutage scheint komplizierter, immerhin gibt es in den kapitalistischen Zentren eine ganze Reihe von Dienstleistungsberufen, die nicht so recht zum Bild der schaffenden männlichen Malocher passen wollen. Ein Versuch, die Welt wieder einfach zu machen und den Klassenkampf wieder zu beleben, ist das Gegenargument, nach dem alle Lohnabhängigen Teil der Arbeiter*innenklasse sind.

Was dieses Argument im 21. Jahrhundert zunehmend auch in der sozialistischen Linken populär macht, ist die wirkliche Notwendigkeit, überhaupt irgendein geteiltes Interesse im politischen Kampf zu betonen. Populäre liberale Gesellschaftskritiken leisten gerade eher das Gegenteil, nämlich extrem präzise die Unterschiedlichkeit von Unterdrückungserfahrungen auszuleuchten. Sie haben dabei den Vorteil, sehr unmittelbar und fast formelhaft an die Unterdrückungserfahrungen im Kapitalismus anschließen zu können. Keine zwei Erfahrungen im Kapitalismus sind gleich.

Die ebenso formelhafte Erwiderung, dass fast alle Menschen das Merkmal der Lohnabhängigkeit teilen, bleibt dagegen etwas zahlos. Mit diesem Argument konkurriert die sozialistische Linke mit der liberalen Gesellschaftskritik auf deren Terrain, indem sie versucht die Klassenposition als formelhafte ja-nein-Frage zu fassen, die auf den individuellen

Alltag angewendet werden kann: Kriegt du Lohn oder nicht? Statt auf ein gemeinsames Interesse wird auch hier nur auf ein gemeinsames Merkmal verwiesen und Interesse mit diesem Merkmal gleichgesetzt: Ihr seid lohnabhängig, ihr seid auf der gleichen Seite. Dass das kaum jemanden überzeugen kann, ist wenig verwunderlich: Zu krass sind die lebensweltlichen Unterschiede zwischen der rumänischen Spargelstecherin und dem Tönnies-Manager.

Der Versuch, die Analyse von Bündnismöglichkeiten auf Basis eines gemeinsamen Interesses über den abstrakten Verweis auf die geteilte Lohnabhängigkeit abzukürzen, helfen uns in der praktischen Organisation nicht weiter. Klassenbewusstsein heißt nicht, sich einer bestimmten eigenen Identität bewusst zu werden, sondern zuerst die gesellschaftliche Arbeitsteilung zu verstehen und dann die eigene Rolle darin zu erkennen.¹ Das passt fundamental nicht zu einem formelhaften und privaten Verständnis von Theorie, weil der Blick auf Aspekte der eigenen Lebenserfahrung dafür nicht ausreichend ist.

Materialismus ist mehr als der Blick in den Arbeitsvertrag. Ein Verständnis der eigenen Position im Klassenkonflikt setzt ein Verständnis der Gesellschaft voraus, dass die konkrete politische und ideologische Absicherung, die Teilung von Kopf- und Handarbeit und die globale Stellung des eigenen Landes in der Staatenkonkurrenz mit einbezieht. Das bedeutet aber mehr als die Aufforderung zur noch gründlicheren individuellen Klassenreflexion. Theorie ist für eine sozialisti-

sche Organisation keine Handlungsanleitung für das private Verhalten ihrer Mitglieder,² sondern eine Strategiehilfe für den politischen Kampf. Sie hilft den Funktionär*innen dabei, sowohl Chancen als auch praktische Schwierigkeiten im Verbandsaufbau zu antizipieren. Die größte Schwierigkeit besteht darin, die Rolle der Zwischenklasse zu beschreiben, die in den westlichen Industrienationen seit Ende des 19. Jahrhunderts zahlenmäßig und politisch an Bedeutung gewonnen hat (auch wenn sie bis heute bei weitem nicht die Mehr-



Bild: Wikimedia Commons

heit stellt). Die Rolle von nicht-produktiven Lohnabhängigen³ - Sozialarbeiter*innen, Lehrer*innen, Polizist*innen, Manager*innen, Hauptamtlichen in Jugendverbänden etc. - zu beschreiben, ist eine der wichtigen Aufgaben moderner Klassentheorie. Einer der für mich überzeugendsten Vorschläge ist Nicos Poulantzas' Konzept von der polarisierten Zwischenklasse. Ihre Funktion in kapitalistischen Gesellschaften besteht darin, das Funktionieren der Klassengesellschaft als Ganzes ideologisch und politisch abzustützen und die zahlreichen Strukturaufgaben zu erfüllen, die in diesen Gesellschaften und ihren entwickelten Großunternehmen anfallen. „Zunehmend wird sie auch Auffangbecken für überflüssige potentielle Arbeiter*innen, für die das Kapital keine Arbeitsplätze hat. Statt arbeitslos zu werden, verrichten sie meist staatlich finanzierte Bullshit-Jobs.“ Mitglieder dieser Zwischenklasse teilen die Eigenschaft der Lohnabhängigkeit, sind aber ganz anders in den gesellschaftlichen Klassenkonflikt eingebunden als unmittelbar ausgebeutete und mehrwertproduktive Arbeiter*innen – auch wenn letztere manchmal besser bezahlt werden.

Polarisiert ist diese Zwischenklasse deshalb, weil der Kapitalismus weiterhin auf der Ausbeutung von Arbeit und Vermehrung von Kapital basiert und sich alle gesellschaftlichen Klassen damit um den Konflikt zwischen Kapital und Arbeit gruppieren. Die nach unten polarisierten Segmente der Zwischenklasse machen dabei Erfahrungen, die sie im Klassenkonflikt der Arbeiter*innenklasse näher bringen: Prekarität, Kollektivität in Arbeitsprozessen, körperliche Arbeit oder Unterworfen-Sein unter die Befehlsgewalt von Chefs. Ein Schulleiter und eine Lehrerin werden unterschiedlich zugänglich für ein sozialistisches Klassenbündnis sein – aber beide werden auch potenziell Ideologieelemente teilen, die mit ihrer speziellen Stellung in der Gesellschaft zu tun haben. Beide werden sich mit der Ideologieproduktion ihrer Institution mehr oder weniger identifizieren müssen, um die komplexe geistige und emotionale Arbeit der Erziehung leisten zu können und niemand von beiden macht die unmittelbare Erfahrung, für jemand anderen Gewinn erwirtschaften zu müssen. Die Lehrerin ist dabei aber der Befehlsgewalt der Schulleitung unterworfen, verdient weniger Geld und hat mehr Anreize,

sich etwa gewerkschaftlich zu organisieren. Zwischen beiden besteht dennoch eine institutionalisierte Karrierebrücke. Innerhalb der polarisierten Zwischenklasse kann man hoffen aufzusteigen, der Aufstieg aus der Arbeiter*innenklasse gelingt meist nur über Generationen hinweg.

Die oberste Sphäre der Zwischenklasse ist wiederum so nah am Kapital, dass sie praktisch-politisch kaum noch zu unterscheiden sind. Die Einkommen des Topmanagements sind riesig und ihre Verfügungsgewalt über komplexe Unternehmensstrukturen ist umfassend. Selbst wenn sich bei einer Finanzkrise ein paar von ihnen vom Hochhaus stürzen, wird dieser Teil der Zwischenklasse niemals zu uns überlaufen - wie sehr man ihnen auch erklärt, dass es auch ihnen ohne 80-Stunden-Woche besser ginge. Die Aktienbeteiligung von Top-Manager*innen ist dabei Resultat, nicht Grund ihrer Klassenposition. Sie bindet diese stärker ans Unternehmen, aber die gesellschaftliche Stellung des Topmanagements erwächst nicht aus Eigentumsbeteiligung, sondern aus Insiderwissen und praktischer Verfügungsgewalt über gewaltige Mengen an Kapital. Das ist übrigens umgekehrt auch der Grund, warum die Aktienbeteiligung der VW-Arbeiterin diese nicht gleich zur kleinen Kapitalistin macht und das Ende der Klassen bedeutet. Materialismus ist eben auch mehr als der Blick auf ein formales Eigentumsverhältnis.

Im 21. Jahrhundert brauchen wir die nach unten polarisierten Teile der Zwischenklasse auf unserer Seite. Erfolgreiche sozialistische Organisationen basierten schon immer auf Klassenbündnissen, in denen die Arbeiter*innenklasse allerdings aufgrund ihrer zentralen Stellung im Kapitalismus die bestimmende Kraft war. Deshalb ist die Diskussion, in der sich die einen als falscher Selbstreflexion sich nicht mehr „Arbeiter*innenjugend“ nennen wollen, die andere Seite aber abstreitet, dass es einen grundlegenden Klassenunterschied zwischen Doktorant und Paketbotin gibt, so wenig zielführend. Unsere Begriffe dürfen die Unterschiede zwischen Arbeiter*innen und Zwischenklasse nicht zudecken. Denn richtig ist, dass die Linke eine ungute Schlagseite bekommt, wenn in ihr nur noch die Zwischenklasse dominiert.

Ich würde behaupten, dass die lange in der deutschen Linken vorherrschende Befürwortung von technokratischen Gebilden wie der EU, eine vollständig defensive Haltung gegenüber Populismus und ein übergroßes Vertrauen in die undemokratischen Elemente bürgerlicher Herrschaft (Gerichte, Grundgesetz, Expert*innenkommissionen) unmittelbares Resultat der Dominanz von Lebenserfahrungen einer Klasse ist, die ganz wesentlich mit der geistigen Bearbeitung und (ideologischen) Absicherung des Status Quo beschäftigt ist. Aus dieser Lebenserfahrung heraus ist es nahegelegt, im Reich der Ideen immer die beste aller möglichen Welten zu fordern, konkret politisch aber jedes Mal sofort zur Verteidigung alles Bestehenden herbeizueilen.

Nur eine sozialistische Organisation, die ihren Verbandsaufbau auf Basis einer fundierten Klassentheorie betreibt, kann dieser Misere etwas entgegensetzen. Alle, die sich auf die Seite der Arbeiter*innenklasse stellen, sind dabei willkommen.

Karl Müller-Bahlke
OV Göttingen



Bild: Wikimedia Commons

In eigener Sache

„Unser Zeichen ist der Rote Falke. Unser Gruß ist ‚Freundschaft!‘“ Und der Inhalt unserer dritten Ausgabe dieses Jahr ist ebenfalls Freundschaft - und noch viel mehr. Wir wollen uns mit dem großen Thema „Beziehungsweisen“ beschäftigen und freuen uns auf eure Beiträge!

Das allseits beliebte Thema „Meine Beziehung und ich“ soll dabei natürlich seinen Platz haben dürfen, aber unter unser Schwerpunktthema fallen auch alle Fragen danach, wie Menschen sich aufeinander beziehen und ihre Zusammenarbeit und ihren Austausch gestalten. Für uns als Falken stellen sich bspw. die Fragen, was es für uns heißt, dass wir „Genoss*innen“ füreinander sind und uns auch als solche behandeln, uns so aufeinander beziehen wollen. Oder: Können und wollen wir gemeinsam damit umgehen, wenn Genoss*innen Eltern werden? Aber auch Staat und Kapital stellen eine Beziehungsweise her - wenn auch eine der Konkurrenz, Gewalt und Austauschbarkeit.

¹ Gesellschaftliche Arbeitsteilung meint dabei die Verteilung aller Arten von Ressourcenschaffung und -verwaltung. Wenn Frauen kollektiv in Sorgearbeit gedrängt werden oder Kapitalist*innen nicht arbeiten müssen, weil ihnen die Fabriken gehören, dann ist das Teil der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. In diesem Sinne ist übrigens auch die ganze Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen: Kämpfe um die Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit.

² Ein Missverständnis, das gefährlicherweise besonders in einem Bildungsverband wie unserem nahegelegt ist.

³ In der Debatte wird Lohnabhängigkeit weit gefasst und nicht zwischen Lohn und Gehalt unterschieden. Das ist in modernen Gesellschaften auch pragmatisch, obwohl die Unterscheidung von beiden zumindest ein Indiz für Klassenzugehörigkeit sein kann.

Gas, Wasser, Solidarität

Als ich von der AJ-Redaktion angefragt wurde, einen Artikel über unseren Kollektivbetrieb zu schreiben, fragte ich mich erstmal, was das eigentlich mit dem Thema Klasse zu tun hat. Während des Schreibens ist mir das dann selbst erst deutlich geworden und aus dem Bericht über meine Arbeit und den Betrieb wurde dann auch ein Text über die Beziehungen zwischen den Klassen in dieser Gesellschaft, über die Rolle von uns Sozialist*innen und auch über meine eigene Stellung darin.

Über mich

Ich bin Nico, ich bin 30 Jahre alt und seit etwa 10 Jahren Falke, momentan bin ich einer der beiden Vorsitzenden im Unterbezirk Nürnberg. Meine Mutter hat mich und meine Brüder alleine großgezogen und da mein Erzeuger keine Alimente zahlte, fielen wir in Hartz IV und

ging. Nebenbei habe ich begonnen, bei dem Installateursbetrieb mitzuarbeiten, in dem auch mein Freund und Mitbewohner Jakob arbeitete. Ich hatte ein dreiviertel Jahr zwischen Bachelor und Master zu überbrücken und Jakobs Betrieb brauchte einen Helfer. Jakob hat nach der Hauptschule den Beruf erlernt. Ich habe einige Jahre zuvor bereits im selbstverwalteten Jugendzentrum Projekt31 zusammen mit Jakob Rohre gelötet. Mir hat die Arbeit Spaß gemacht und ich fand's cool, was dazu zu lernen, auch wenn sie oft dreckig, stinkig, stressig und körperlich anstrengend war. Später kam Philipp dazu, von dem ich auch viel lernte. Ich habe dann die Ausbildung gemacht und in der Berufsschule wurde mir und meinen Mitschüler*innen immer gesagt, wie blöd wir doch seien und dass wir unserem Chef gehorchen sollten und sowas. Also wurde mir in meiner schulischen Laufbahn erst mitgeteilt, dass ich künftige Elite sei und anschließend, dass ich künftiger Untertan sei. Ich denke, daran wird klar, dass in beiden Fällen ein bestimmtes Selbstbewusstsein geschaffen wird, das an die jeweilige Klasse geknüpft ist. Die Lernfabriken fördern das ganz gezielt und tragen u.a. dadurch zur Aufrechterhaltung der Klassengesellschaft bei. In der Berufsschule kamen im Speziellen noch frauenverachtende Lehrer dazu, die wirklich aktiv dazu beitragen, dass das Handwerk (zumindest im Metallbereich) so männerbündisch ist. Ich konnte mich vor allem bei Jakob oft über diese scheiß Verhältnisse auskotzen, ihm erging es in der Meisterschule auch manchmal ähnlich. Unser Verhältnis zu Hans, unserem alten Chef war und ist wirklich gut und er hat uns alle stark unterstützt. Trotzdem war für Jakob, Philipp und mich klar, dass wir uns unser Arbeitsleben anders vorstellen und dass wir keinen Bock auf ein Elite-Untertanen-Verhältnis haben.

ich hab dadurch kennengelernt, was Armut in Deutschland bedeutet und mir wurde auch an vielen Punkten deutlich gemacht, welcher Klasse ich angehöre. Entgegen aller Wahrscheinlichkeit und aufgrund starker Unterstützung meiner Familie, aber auch einer Lehrerin, habe ich es dann aufs Gymnasium geschafft. Dort war ich eher Außenseiter und immer neidisch auf die Mitschüler*innen mit den Markenklamotten. Dann wurde ich Punk und mir war's wurst. Am Gymnasium wurde mir immer von Lehrer*innen und Direktoren gesagt, dass ich die künftige Elite Deutschlands sei. Ich hab danach erst mein Lehramtsstudium abgebrochen (zu schwer, zu überfordert) und Sozialarbeit studiert, was dank eines Stipendiums der Hans-Böckler Stiftung ohne finanzielle Schwierigkeiten

Wir drei haben alle unterschiedliche Erfahrungen in Selbstverwaltung, Selbstorganisation und kollektiver Organisation gemacht. Ich natürlich vor allem bei den Falken. Dass wir also künftig in einem Kollektivbetrieb arbeiten wollten, lag nahe.

Über unseren Kollektivbetrieb

Jakob, Philipp und ich haben also alle schon seit einigen Jahren in dem alten Betrieb zusammengearbeitet.

Im September 2020 haben wir dann einen neuen Betrieb gegründet, weil der alte Chef in den Ruhestand ging. Unser Betrieb läuft ein bisschen anders als herkömmliche Handwerksbetriebe. Bei uns gibt es nicht einen Chef, sondern drei. Oder eben keinen. Wir haben einen Kollektivvertrag geschlossen, in dem wir unsere Arbeitsbedingungen und andere wichtige Sachen festgehalten haben. Zum Beispiel steht da drin, dass man betriebliches Kindergeld kriegt, wenn man Kinder hat. Oder dass wir auch betrieblich für's Alter vorsorgen wollen. Oder dass wir solidarische/linke Projekte mit unserer Arbeitskraft und unserem Wissen unterstützen wollen. Was wir konkret unterstützen, verhandeln wir gemeinsam. Jemand bringt einen Vorschlag ein, dann bespricht man erst, ob man das als Betrieb supporten will, wie dringlich das ist, guckt dann, ob es finanziell und ressourcenmäßig möglich ist und trifft dann eine Entscheidung. Bisher haben wir einen lokalen, proletarischen Sportverein mit dem Einbau von Duschen, einen linken Laden mit Heizungsreparaturen und Sea-Eye bei der Werft des neuen Seerettungsschiffs Sea-Eye4 unterstützt.

Das klingt jetzt alles etwas nach Schlaraffenland, das ist es natürlich nicht. Die Arbeit ist schon sehr anstrengend, für Körper und auch für den Kopf. Schwierig ist vor allem das Abschalten nach Feierabend. Man muss auch viel mehr mitdenken, organisieren und auf dem Schirm haben, das kann schon zehren.

Formal sind wir drei gleichberechtigte Geschäftsführer einer GmbH und es gibt also neben dem Kollektivvertrag auch einen Gesellschaftsvertrag. Mit dem Gesellschaftsvertrag tun wir dem bürgerlichen Recht genüge, der Kollektivvertrag ist unsere organisatorische und inhaltliche Geschäftsgrundlage. Neben uns drei Monteuren gibt es noch eine Bürokratie. Wir haben sie aus dem alten Betrieb übernommen und sie wollte auch erstmal so weiterarbeiten wie bisher. Sie hat sich deshalb dagegen entschieden, die vierte gleichberechtigte Geschäftsführerin zu werden. Wenn sie in Rente geht und wir eine neue Person dafür suchen, wollen wir aber auf jeden Fall, dass diese dann auch formal die gleiche Position hat wie wir.

Benannt haben wir den Betrieb nach dem Kommunisten und Klempner Felix Plewa, der 1934 von den Nazis hingerichtet wurde. Er ist für uns als Antifaschisten natürlich ein Vorbild und wir haben deshalb die VVN-BdA angefragt, ob wir den Namen verwenden dürfen.

Unser Arbeitsalltag

Unser Alltag auf Arbeit sieht so aus, dass wir uns fröhs treffen und gemeinsam auf die Baustelle fahren. Dort ist dann einer von uns dreien der „Chef“ der Baustelle, das bedeutet: er hat den Überblick, weiß, was zu tun ist, hat alles mit der Kundschaft besprochen und geplant, hat Material bestellt und so weiter. Die anderen arbeiten dann zu. Auf der nächsten Baustelle ist dann ein anderer hauptverantwortlich. So rotieren bei uns die Verantwortlichkeiten von Baustelle zu Baustelle. Wir nehmen uns einmal die Woche Zeit für gemeinsame Besprechungen, wo wir abchecken, wie es uns geht, privat oder arbeitsmäßig, wie der Stand auf den Baustellen ist und wer wo oder wann noch Hilfe braucht. Wenn wir Werkzeug oder Sonstiges kaufen müssen, beschließen wir das auch bei diesen Treffen. Hier finden also unsere Entscheidungen als Betrieb statt und auch die Aufgaben werden verteilt. Hier klären wir auch, wenn es Unmut oder Streitigkeiten unter uns gibt.

Meine Klasse

Marxistisch betrachtet sind wir nun Teil der Klasse des traditionellen Kleinbürgertums, denn wir verfügen über Produktionsmittel (also unser Werkzeug, Fahrzeuge etc.), arbeiten aber selbst. Wir sind also Teil der Klasse derer, die „selbst nicht unmittelbar Lohnarbeit ausbeuten. Dieses Kleinbürgertum gehört als solches nicht der reinen kapitalistischen Produktionsweise (Kapital – Lohnarbeit) an“ (Poulantzas). Im Klassenkampf spielt das Kleinbürgertum eine etwas seltsame Rolle – wir stehen zwischen der Kapitalist*innenklasse und der Arbeiter*innenklasse. Wir verfügen über Produktionsmittel wie erstere und damit auch ein Interesse an so Übeln wie dem Recht auf Eigentum. Zugleich leben wir aber nicht von fremder, sondern von der eigenen Arbeit und sind damit Teil der proletarischen Klasse. Auf welche Seite die Klasse des Kleinbürgertums sich im Klassenkampf stellt, hängt auch davon ab, inwieweit es der proletarischen Klasse gelingt, Bündnisse mit ihr zu schließen.

Es gibt bestimmt viele historische Beispiele für solche Zusammenhänge zwischen Kleinbürgertum und Proletariat. Eines, das mir beim Schreiben in den Sinn kam, ist vielleicht die Pariser Commune von 1871. Leo Trotzki hat einmal geschrieben, dass „jede wirkliche Analyse der politischen Lage [...] von den Beziehungen zwischen drei Klassen ausgehen [muss]: Bourgeoisie, Kleinbürgertum (samt Bauernschaft) und Proletariat“ und dass das Kleinbürgertum die grundlegende soziale Stütze des Kapitals ist. Dies beruht aber nicht auf Vertrauen und Zusammenarbeit, sondern „in seiner Masse ist das Kleinbürgertum eine ausgebeutete und benachteiligte Klasse. Es steht der Großbourgeoisie mit Neid und oft mit Hass gegenüber“. Neid führt wahrscheinlich eher dazu, selber Groß- statt Kleinbürger sein zu wollen, als dazu, die gesellschaftlichen Spielregeln ändern zu wollen. Für uns als Sozialist*innen gilt es in Bezug auf Bündnisse mit dem Kleinbürgertum also vielleicht, den Neid umzuwandeln und das objektive Interesse des Kleinbürgertums als ebenfalls ausgebeutete Klasse an einer klassenlosen Gesellschaft stark zu machen.

Kann das jede*r machen?

Ich denke nicht, dass jede*r, der*die unsere Idee und unseren Kollektivbetrieb gut findet, einfach sagen kann: „Yo, so mach ich das auch.“ Wir hatten schon auch eine große Portion Glück mit dem alten Chef, bei dem wir drei uns ja schon arbeitsmäßig kennenlernen konnten. Außerdem braucht man z.B. für die Gründung einer GmbH

mindestens 25.000 Euro und auch die Werkzeuge, Fahrzeuge und so weiter kosten ja Geld. Man muss also erstmal Geld haben oder geliehen bekommen, damit man loslegen kann. Das ist schon eine Hürde, die ich z.B. dank meiner Familie meistern konnte, weil die seit meiner Geburt Geld auf mein Sparbuch eingezahlt haben. Aktuell sind Handwerker*innen aber so gesucht, dass man viele Aufträge und damit Geld auch wieder reinbekommt. Trotzdem will ich den bisherigen Erfolg unseres Kollektivbetriebs nicht als Beispiel für „Jede*r kann es schaffen“ verstanden wissen, weil es so nicht ist und so läuft auch der Kapitalismus nicht. Ich find's aber super, wenn Menschen sich zusammenschließen und überlegen, wie sie Kollektive aus den gemeinsamen Interessen oder Tätigkeiten heraus bilden können und gerade im Arbeitskontext finde ich es sinnvoll. Kollektivbetriebe sind kein antikapitalistischer Schlag, aber sie machen es an manchen Stellen leichter - z.B. konnten wir eine 30-Stunden-Woche einfach beschließen und haben jetzt 10 Stunden mehr Zeit, um an den Ästen der kapitalistischen Gesellschaft zu sägen.

Nico Schreiber
UB Nürnberg

Nico ist einer der beiden Vorsitzenden im UB Nürnberg und arbeitet als Anlagenmechaniker für Sanitär-, Heizungs- und Lüftungstechnik in einem Kollektivbetrieb in Nürnberg.



Bild: Plewa Sanitär



Bild: Plewa Sanitär

Spickzettel Erziehung zum Klassenbewusstsein

Unser Verlangen nach einer klassenlosen Gesellschaft wächst und wächst. Diese neue Gesellschaft soll uns u.a. mehr konkurrenzlose wertschätzende Beziehungen, Nachhaltigkeit und sinnhaftes Tätigsein zugestehen. Alle reden über tiefgreifende Veränderung. Es gibt zahlreiche Diskussionen über Klassen im Kapitalismus, Identitätspolitik und wie wir zu einer besseren Gesellschaft kommen, die alle Menschen und unseren Lebensraum achtet. Aus dem Bedürfnis heraus, aus vielen einzelnen Diskussionen einen praxisnahen

Leitfaden für unser Sommerzeltlager zu machen, ist unser Spickzettel Erziehung zum Klassenbewusstsein entstanden, den wir gerne mit euch teilen möchten. Der Spickzettel soll eine gemeinsame Kurzanalyse sein, auf dessen Grundlage wir unsere geteilten und ungeteilten Erfahrungen bewerten und in einen zielgerichteten Kampf zur Gesellschaftsveränderung umwandeln. Er widerungen und Ergänzungen zum Spickzettel sind ausdrücklich gewünscht (buero@falken-nuernberg.de). Erziehung ist hierbei nie als Einbahnstraße zu denken.

1 Wir sind alle unabdingbar! jede*r Einzelne ist wertvoll. In unserem Zeltlager soll erstmal niemand bewertet werden und jede*r soll angehört werden, unabhängig von Elternhaus, Alter, Vorerfahrungen etc. Wertschätzender Umgang auf Augenhöhe ist Mittel und Ziel unserer Pädagogik.

2 Definition Arbeiter*innenklasse: Alle Lohnabhängigen = Alle, die entweder selbst lohnarbeiten müssen, oder davon abhängig sind, dass andere lohnarbeiten und sie finanziell unterstützen. Lohnabhängig bedeutet, dass ich nie so viel Geld verdienen werde, dass ich für immer damit aufhören kann.

3 Achtung! Falsches Klischee vom männlichen Industriearbeiter als „dem Proletarier“ ist kontraproduktiv – wir Lohnabhängigen sind sehr vielfältig und waren es auch schon immer.

4 Du gehörst dazu! Was uns verbindet, ist, dass wir oder unsere Nächsten lohnarbeiten müssen. Reicht dieser Lohn nicht oder finden wir keinen Arbeitsplatz sind wir vom Gutdünken des Staates abhängig.

5 Warum ist für uns Klassenbewusstsein wichtig? Weil wir eine klassenlose Gesellschaft wollen, die mit dem kapitalistischen Leid bricht (Rassismus, Umweltzerstörung, Patriarchat, Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, Fremdbestimmung, 40h+-Arbeitstag, fehlende Kreativität, kaputte Beziehungen).

6 Auch wenn die Lebensrealität von jemanden, der am Bau putzt und einer scheinselfständigen Kulturwissenschaftlerin krass verschieden sind, sind sie beide lohnabhängig. Unterschiede sollten wir nicht leugnen, aber Gemeinsamkeiten auch nicht!

7 Wir Lohnabhängigen haben im modernen Kapitalismus vor allem negative Erfahrungen als **Gemeinsamkeiten**

- Angst vor Arbeitsplatz- und Existenzverlust
- Stress, wenn man eine Lohnarbeit hat, noch mehr Stress, wenn man keine hat
- Flexibilisierungsdruck (Zwang zur Weiterbildung, Umschulung, ständig verfügbar sein, Umzüge erwägen, Sektorenwechsel, befristete Verträge, Lebenslaufoptimierung). Dies gilt verschärft für junge Menschen.
- Weitgehende Fremdbestimmung des Arbeitsprozesses
- Kein großes Vermögen/Eigentum
- Ist v.a. für uns als jüngere Generation nicht mehr aus eigener Arbeitskraft aufbaubar, wenn nicht eine Erbschaft/Lottogewinn kommt (im Gegensatz zum Aufstiegsversprechen der Nachkriegsjahre).
- Auch Arbeiter*innenkinder teilen Erfahrungen, die mit diesen Gemeinsamkeiten zusammenhängen.

8 Es gibt heutzutage nur noch wenig positive Klassenidentität (im Gegensatz zur historischen Arbeiter*innenbewegung rund um das kulturelle Milieu der Industriearbeit) – Produzent*innenstolz kann man im Arbeitskampf politisch nutzen, kann aber nicht das Einzige verbindende Element einer ganzen Klasse werden, da manche (in UK z.B. bis zu 38%) in Bullshitjobs (Jobs die - aus Sicht der*des Lohnarbeitenden selbst - nichts wichtiges zur Gesellschaft beitragen, z.B. Marketing) ihr Geld verdienen müssen oder lohnarbeitslos sind.

9 Weitere Herrschaftsmechanismen (Sexismus, Rassismus, Ableismus, Homophobie, Antisemitismus etc.) betreffen uns unterschiedlich. Es ergibt sich die Notwendigkeit von praktisch gelebter Antidiskriminierung innerhalb unserer Organisation, da wir im gemeinsamen Kampf für eine klassenlose Gesellschaft aufeinander angewiesen sind. Reflexion eigener Verhaltensweisen bleiben somit keine hohle Phrase. Bloße Antidiskriminierungsforderungen an Staat, Institutionen und die Individuen der kapitalistischen Gesellschaft bringen uns nicht weiter. Wir sollten kollektiv solidarisch Handeln und die Systematik dieser Herrschaftsmechanismen be- und angreifen.

10 Schichten und Milieus sind wichtig, aber nicht um Klassenanalyse zu ersetzen, sondern für erfolgreiche Bildungsprozesse innerhalb des zersplitterten Proletariats. (verschiedene Trends/Bildungsniveaus/Handlungsmöglichkeiten/Erfahrungen). Je vielfältiger die Biographien der Helfenden, desto bessere Möglichkeiten haben wir möglichst viele Kinder- und Jugendliche anzusprechen. Ein wertschätzender Umgang für verschiedene Bildungs- und Lohnarbeitsbiographien ist auch im Helfendenkollektiv essentiell und kann gezielt genutzt werden in Zeltlagerangeboten.

11 Auf Grund von geteilten negativen Erfahrungen im Kapitalismus ist eine große Solidaritätsbewegung theoretisch denkbar – diese muss aber praktisch hergestellt werden und das ist kein Automatismus -> Das ist unsere Aufgabe.

Tobi und Marie
UB Nürnberg

Die Gruppe macht's – auch Theoriearbeit

Lesekreis des SJ-Rings ab 2022

Für die nächsten zwei Jahre steht das Thema Klasse im Mittelpunkt der Arbeit des Bundesverbands - das dürfte nach den ersten Seiten dieser Ausgabe keine große Neuigkeit mehr sein. Das beschlossene Arbeitsprogramm beinhaltet neben einer Analyse der Verhältnisse und seiner Bedeutung für unsere Arbeit auch ganz konkrete Maßnahmen, die wir uns für die nächsten zwei Jahre vorgenommen haben.

Neben altbekannten Formaten wie Rosa & Karl oder Organisiert euch! hat der Bundes-SJ-Ring etwas neues vor: einen Lesekreis, passend zum Arbeitsprogramm mit dem Schwerpunkt "Klasse"! Ein Lesekreis auf Bundesebene? Das klingt natürlich erstmal ein bisschen komisch. Für einige mag das vielleicht ein ungewohntes oder unattraktives Format sein - vor

allem, wenn man Lesekreise aus universitären Kontexten kennt, bei denen es in einem akademischen Konkurrenzkampf darum geht, wer über den Text hinaus mehr Theorie gelesen hat und sich am besten artikulieren kann. Dennoch sind Erkenntnisse aus (theoretischen) Texten unseres Erachtens eine Grundlage für unsere Arbeit. Und besser als im stillen Kämmerchen liest es sich gemeinsam mit Genoss*innen!

Aus der Pandemie haben wir auch gelernt, dass Online-Formate zwar anstrengend sind, aber sich auch viele Chancen daraus ergeben und vor allem natürlich ortsunabhängig funktionieren. Das wollen wir für den Lesekreis nutzen. Der Lesekreis soll sich regelmäßig im digitalen Raum treffen und die ausgesuchten Texte gemeinsam verstehen, um sie im Anschluss zu diskutieren. Das heißt nicht unbedingt, jede Woche fünf Stunden Zeit zu investieren. Den Turnus und zeitlichen Rahmen wollen wir gemeinsam mit euch festlegen, ebenso die Texte oder das Buch, das wir gemeinsam innerhalb eines Jahres lesen.

Damit wir uns trotzdem alle persönlich kennenlernen können, Erwartungen, Zielstellung und Organisatorisches klären, gibt es ein gemeinsames Seminar am Anfang des Lesekreises. Um unsere Erkenntnisse nach einem Jahr ausführlich zusammenzuführen und so zu dokumentieren, dass sie für den Verband auch nachhaltig nutzbar sind, ist auch ein gemeinsames Abschlussseminar geplant.

Wie ihr seht, ist viel noch sehr offen - und das ist auch Absicht. Der Lesekreis soll von denen gestaltet und konzipiert werden, die Lust darauf haben, sich ein Jahr lang zu beteiligen und gemeinsam Klasse Texte zu lesen!

Das erste Seminar findet vom 11.02.2022 statt und das Abschlussseminar vom 13.02.2023. Wir freuen uns über zahlreiche Teilnahme aus allen Gliederungen. Die offizielle Ausschreibung mit allen Informationen erhaltet ihr natürlich vorher auf den bekannten Wegen.

Mona Schäfer
für den Bundes-SJ-Ring



Bild: Wikimedia Commons

Viele Perspektiven – wenig Analyse

Rezension von "Klasse und Kampf" (herausgegeben von Maria Barankow und Christian Baron)

Der Titel des Buchs verspricht eine ganze Menge. Offensichtlich war es das Anliegen der Herausgeber*innen, den Begriff der Klasse wieder in den Vordergrund zu stellen und dafür wurden auch einige bekannte Autor*innen gewonnen. So steuerte auch Mitherausgeber Christian Baron einen Text bei. Baron thematisierte bereits vor gut zehn Jahren mit seinem in der "konkret" erschienen Text "Zu hoch für dich" Diskriminierungserfahrungen aufgrund sozialer Herkunft und legte mit dem autobiografisch geprägten Roman "Ein Mann seiner Klasse" nach. Außerdem finden sich auch Personen wie Pinar Karabulut, Schorsch Kamerun oder auch Olivia Wenzel im Buch wieder. In den insgesamt 14 Beiträgen wird auf sehr unterschiedliche Art und Weise geschildert, wie Klassenzugehörigkeit die eigene Jugend und das Leben als heutige*r Erwachsene*r prägt.

Klasse in ihrer Differenz

Es gelingt der Textsammlung sehr gut, diverse Klassenerfahrungen darzustellen. Dabei spielen Rassismuserfahrungen ebenso eine Rolle wie zeitweise Obdachlosigkeit oder die Wendeerfahrungen ostdeutscher Proletarier*innen. Da die einzelnen Texte durch nichts weiter verbunden werden als den Einband, liegt es bei dem*der Leser*in, in der Unterschiedlichkeit der Erfahrungen das Gemeinsame zu entdecken. Alle Geschichten sind davon geprägt, dass Menschen sich in einer permanenten Auseinandersetzung mit der Gesellschaft, ihrer konkreten Situation und oftmals auch mit sich selbst befinden. Das Leben in Armut und damit verbundenen gesellschaftlichen Ausschlüssen stehen dabei im Vordergrund. Damit löst das Buch auch das Versprechen, aus dem zweiten Teil seines Titels, ein, also den Kampf - zumindest auf einer individuellen Ebene. Aber der eigene "struggle" mit Erfahrungen ist eben kein Klassenkampf. Eine Einordnung der eigenen Misere in größere Zusammenhänge erfolgt eher sporadisch und so fehlt am Ende eine Perspektive auf die Möglichkeit gemeinsamer Kämpfe.

Dennoch bleiben es spannende und eindruckliche Geschichten, die Einblicke in unterschiedliche Lebensrealitäten gewähren und

durch ihre verschiedene Formen und Ausdrucksweisen dazu beitragen, dass das Buch wirklich gut zu lesen ist. Natürlich führen unterschiedliche Stile auch dazu, dass man mit dem einen Beitrag mehr anfangen kann als mit dem anderen, aber das erschien mir weniger störend.

Von der Betroffenheit zur Veränderung

Was das Buch allerdings nicht leistet und vielleicht auch nicht leisten will, ist eine Analyse aktueller Klassenverhältnisse. So wird im Vorwort zwar darauf verwiesen, dass die Revolution gerade nicht vor der Tür steht und deutet auch eine gesellschaftliche Analyse an. Auch auf aktuellere Arbeiten zu den gesellschaftlichen Zuständen wie "Die Abstiegs-gesellschaft" des Soziologen Oliver Nachtwey wird hingewiesen, allerdings bleibt es insgesamt eher stichwortartig. Einen Ansatz zur Organisierung oder generell zu einer Praxis, um über die individuelle Bewusstmachung der eigenen Situation hinaus tatsächlich zu handeln, sucht man auf den etwas mehr als 200 Seiten vergebens.

Zudem muss man auch feststellen, dass die Autor*innen heute allesamt als einigermaßen erfolgreich beschrieben werden können, wobei "Erfolg" natürlich ein relativer Begriff ist und Prekarität nicht ausschließt. Sharon Odua Otoo etwa schildert eindrücklich die Unsicherheiten, die entstehen, wenn man von Buchhonoraren lebt und alleinerziehend ist. Es besteht bei aller Differenz insofern Homogenität zwischen den Beitragenden, als dass alle entweder im Kunst- und Kultursektor oder der Bildungsarbeit tätig sind. Das gezeichnete Bild bleibt daher zwangsläufig unvollständig und gibt insbesondere jene wieder, die sich in den letzten Jahren in überregionalen Zeitungen des öfteren in Debatten im Zusammenhang mit dem Begriff "Klasse" oder "Klassismus" geäußert haben. Ein großer Teil der Klasse bleibt damit (mal wieder) außen vor.

Kein großer Wurf, aber ein leichter Einstieg

Wer also analytische Zugänge zur Situation der Klasse erwartet, dürfte von "Klasse und Kampf"

eher enttäuscht sein, wobei dies auch eher nicht der Anspruch der Herausgeber*innen war. Wofür sich das Buch, auf jeden Fall eignen kann, sind Gruppenstunden und Zeltlager, wenn man nach einem guten Einstieg in das Thema sucht. Es ersetzt natürlich nicht die Auseinandersetzung mit der eigenen Situation, aber manchmal wird es ja leichter über etwas zu reden, wenn andere damit angefangen haben.

Steffen Göths
LV Brandenburg

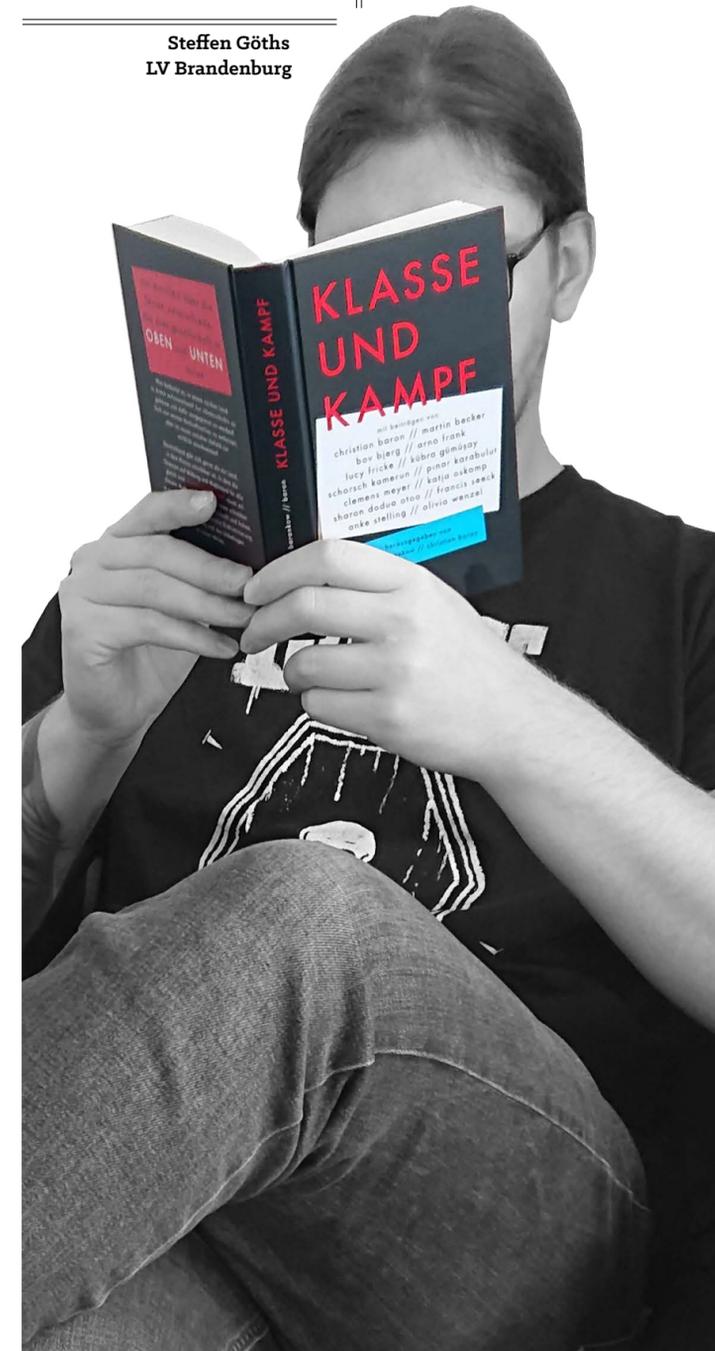


Bild: Steffen Göths

„Mit der Wahl von Frauen in politische Funktionen ist erst der Anfang gemacht“

Auf der vergangenen Bundeskonferenz im Mai wurde nicht nur ein neuer Bundesvorstand gewählt. Auch wurde der Abschied von Jana Herrmann als Bundesvorsitzende gefeiert. Vier Jahre lang hat sie als Vorsitzende die Geschicke des Verbandes geprägt – dem gingen weitere sechs Jahre als Mitglied im Bundesvorstand voraus. Wir haben sie u.a. zu ihrer Zeit als Teil der ersten weiblichen Doppelspitze in der Geschichte des Verbandes, zu zukünftigen Herausforderungen für die Falken sowie zu ihrer persönlichen Zukunft befragt.

dung auf der Bundeskonferenz, bei der gezeigt wurde, was ich während meiner Zeit im Verband alles gemacht habe. Zudem finde ich den neuen Bundesvorstand richtig gut. Die Genoss*innen, die nun gewählt wurden, betreiben ihre Arbeit mit einer Ernsthaftigkeit, die mich nachts gut schlafen lässt. Ihnen liegt der Verband genauso am Herzen wie mir. Deshalb kann ich mit einem guten Gefühl gehen. Dennoch ist der Abschied von der Erkenntnis begleitet, dass ich nie wieder im Leben so einen geilen Job haben werde. Die Falken waren lange Zeit mein Ehrenamt und mein einziges Hobby. Als Bundesvorsitzende habe ich für das, was mir wahnsinnig viel Spaß gemacht hat, auch noch Geld bekommen. Aber natürlich war klar, dass ich diese Arbeit irgendwann an andere abgeben werde.

Wie würdest du die vergangenen vier Jahre für den Verband bilanzieren?

Wir hatten in der Zeit verschiedenste Themen, mit denen wir uns intensiv beschäftigt haben: Rechter Terror, die Auseinandersetzung mit der AfD, der Strukturaufbau der Zeltlagerplätze, die Covid-19-Pandemie, der Deutsche Frauenrat, die Vorbereitung des Utøya-Gedenkzeltlagers.

Besonders stolz bin ich darauf, dass wir unser Profil im Bereich Prävention sexueller Gewalt geschärft haben. Diesen Prozess haben zwar schon Menschen vor mir angestoßen, aber während der letzten Jahre haben wir es geschafft, das Thema im Gesamtverband zu platzieren. Man merkt, dass Präventionsarbeit den Gliederungen zum Anliegen geworden ist, sie entwickeln eigenständig Schutzkonzepte und beschäftigen sich mit dem Thema. Auf der Bundeskonferenz ist auch das Verbandsordnungsverfahren¹ angepasst worden – keinen Tag zu früh und keinen Tag zu spät. Der Verband hat in den vergangenen Jahren auch ein stärkeres Selbstbewusstsein entwickelt. Wir Falken sehen uns nicht mehr nur in Abgrenzung zu dem, was wir nicht sind, sondern haben ein positiveres Verständnis davon entwickelt, wer wir sind – nämlich eine klassenbewusste, sozialisti-

sche Jugendorganisation, die sich in einem Netzwerk von politischen Organisationen zwischen aktivistischer Basisarbeit und politischer Einflussnahme bewegt und dabei durchaus in der Lage ist, diese Rolle zu reflektieren. Der neu gewählte Bundesvorstand ist auch von diesem Verständnis geprägt. Wie lautet deine persönliche Bilanz zur Arbeit im Bundesvorstand? Ich habe immer sehr gerne in einem bundesweiten Team aus Funktionär*innen gearbeitet, wir konnten so unsere Kräfte bündeln. Für mich war die Arbeit im Bundesvorstand während der letzten zwei Jahre allerdings deutlich angenehmer als die zwei Jahre zuvor. Die Atmosphäre war solidarischer, die Zusammenarbeit besser. Davor war der Bundesvorstand stark von Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlichen politischen Richtungen geprägt, was sehr kräftezehrend war. Aber natürlich gehört das zum Verbandsleben dazu, das muss man aushalten können. Die Falken sind keine Partei, in der es Flügelkämpfe gegeneinander gibt, sondern wir tragen unsere Debatten alle gemeinsam aus. Das finde ich sehr vernünftig.

Welche Ereignisse der vergangenen vier Jahre waren für dich besonders prägend?

Extrem geprägt hat mich der Besuch auf Utøya während der Vorbereitung und Durchführung der Willy Brandt Youth Conference Against Extremism zusammen mit unserem norwegischen Schwesternverband Framfylkingen. Diesen Ort mit eigenen Augen zu sehen hat viel mit mir gemacht. Was mich besonders beeindruckt hat, war, wie die AUF den Toten gedenkt und mit den Überlebenden und Angehörigen arbeitet, ohne das Geschehen zu individualisieren. Dabei hätte das, was der AUF passiert ist, prinzipiell auch uns passieren können. Ich habe gemerkt, dass es wichtig ist, uns dessen als linke Organisation bewusst zu sein, ohne uns deswegen ängstigen und lähmen zu lassen. Daraus habe ich die Motivation gewonnen, die Themen Gedenken und rechter Terror im Verband zu setzen. Dabei soll rechter Terror als in den Staat und seine Institutionen eingewebte Struktur verstanden werden, die in

¹ Das Verbandsordnungsverfahren bildet die Grundlage für Vorstände, um Sanktionen gegen Mitglieder auszusprechen, die dem Verband Schaden zufügen, sowie für für Schiedsverfahren. Auf der Bundeskonferenz im Mai wurden Passagen in das VOV eingefügt worden, die sicherstellen, dass handlungsfähiger und betroffenen-gerechter agiert werden kann, wenn Mitglieder der Falken sexualisierte Gewalt ausgeübt haben.



Bild: Alma Klein

Liebe Jana, nach vier Jahren als Bundesvorsitzende hast du dich nun aus dem Bundesvorstand verabschiedet. Mit welchen Gefühlen lässt du nun den Vorsitz hinter dir?

Ich hätte eigentlich gedacht, dass man nach diesem Schritt in ein tiefes Loch fällt und auch Angst hat, dass nach einem alles zusammenbricht. Tatsächlich gehe ich aber mit einem sehr positiven Gefühl. Das liegt zum einen an der sehr wertschätzenden Verabschie-

ihrer personellen Kontinuität bis in die Nazizeit zurückreicht.

Ein weiteres prägendes Ereignis waren die G20-Proteste in Hamburg gleich zu Beginn unserer Amtszeit. Es war ein schwerer Schock zu sehen wie die Stadt, geführt von einer sozialdemokratischen Regierung, gegen die protestierenden Menschen vorgegangen ist. Ein Bus der Falken NRW wurde auf dem Weg zu einer Jugenddemo nach Hamburg angehalten und die zum Teil minderjährigen Genoss*innen wurden in die Gefangenen-sammelstelle (GeSa) gebracht. Auch mein kleiner Bruder war mit dabei. Uns war nicht klar, was in der GeSa mit den Genoss*innen passiert. Damals hatten Alma und ich noch nicht so viele persönliche Kontakte und wir mussten uns gut überlegen, wen wir anrufen und um Hilfe bitten könnten. Dabei befinden wir uns als Falken in der schwierigen Lage, dass wir einerseits Kontakte benötigen, die uns Unterstützung bieten können, wir uns aber andererseits natürlich immer in Opposition zu den Machtapparaten bewegen. Das war eine sehr herausfordernde Situation.

Schließlich war da noch der Brand auf dem Winterdinx der Falken Braunschweig Ende 2019, bei dem unser Genosse Max gestorben ist. All diese Ereignisse haben dazu geführt, dass wir verstärkt über das Thema Sicherheit nachgedacht haben. Wir haben als Verband die Verantwortung für die Menschen, die bei uns mitfahren, und müssen uns darum kümmern, dass sie in Sicherheit sind. Entsprechend haben die Bildungsstätten ihre Feuerschutzkonzepte weiterentwickelt, für die Camps haben wir umfangreiche Sicherheits- und Hygienekonzepte verfasst, auch wegen der Pandemie.

Wofür möchtest du dem Verband gerne als Bundesvorsitzende in Erinnerung bleiben? Worin siehst du dein Erbe?

Mein Erbe sehe ich in meiner feministischen Politik. Wir haben erreicht, dass Frauen politische Positionen im Verband übernehmen. Aber damit ist erst der Anfang gemacht. So wird man z.B. schnell zur Projektionsfläche für männliche Hegemonieansprüche, wenn man als Frau in eine Machtposition kommt. Es gibt viele Männer, die nicht damit klar kommen, wenn ihnen eine Frau widerspricht. Wäre ich ein Mann gewesen, hätte sich so mancher



Bild: Jeannette Burkhardt

Genosse sicherlich mehr von mir sagen lassen. In einer solchen Position ist es wichtig, sich zu trauen, in den Konflikt zu gehen. Ich denke, dass alle Frauen das prinzipiell können, gleichwohl ist klar, dass die weibliche Sozialisation Frauen in eine eher ausgleichende Funktion drängt. Das macht Frauen auch in unserem Verband zu beliebten Verantwortungsträger*innen. Aber das ist nicht die Rolle, die wir wollen, für die wir kämpfen. Deshalb müssen wir dranbleiben. In Erinnerung bleiben möchte ich gerne als Bundesvorsitzende, die immer ansprechbar geblieben ist. Tatsächlich war es manchmal auch eine Last, rund um die Uhr angeschrieben oder angerufen zu werden. Aber ich finde es wichtig, dass Bundesvorsitzende keine unansprechbaren Autoritäten sind, sondern Verantwortung zeigen für die Mitglieder.

Ich wünsche mir, dass jede und jeder im Verband den Verbandsaufbau als eigene Aufgabe betrachtet und sich überlegt, wie man junge Genoss*innen stärken kann. Es ist wichtig, dass neue Mitglieder so etwas wie Mentor*innen zur Seite haben, die sie unterstützen. Ich selbst habe einen solchen Mentor gehabt und sehr davon profitiert. Ohne eine

solche unterstützende Person wäre ich wahrscheinlich nicht im Verband geblieben.

Wie würdest du deine Erfahrungen mit der ersten weiblichen Doppelspitze in der Geschichte des Verbandes zusammenfassen?

Ich bin froh, Teil einer Doppelspitze gewesen zu sein. Es war sehr produktiv, mich zu allen Anliegen mit jemandem abprechen zu können. Dies entspricht auch meiner Vorstellung von kollektiver Vorstandsarbeit viel besser als die Arbeit als einzelne Vorsitzende. Sicher war es für uns als zwei Frauen härter, als es für eine paritätisch besetzte Doppelspitze gewesen wäre, denn Männer sind in der Politik immer noch viel akzeptierter als Frauen. Wir mussten uns anstrengen, um uns Respekt zu verschaffen.

Insgesamt ist festzustellen, dass die Doppelspitze mehr Frauen in verantwortliche Funktionen bringt. Es muss aber hinterfragt werden, was Frauen dann mit dieser Position anfangen. Sind sie eher diejenigen, die alles zusammenhalten, die „Care-Giver“, oder sind sie in der Lage, eine inhaltliche Linie zu entwickeln?

Die Clara

„Clara“ ist die feministische und frauenpolitische Seite der aj. Clara Zetkin war eine streitbare Sozialistin und Kommunistin, die als eine der Ersten eine sozialistische Frauenemanzipationstheorie entwickelt hat. Sie war Redakteurin der „Gleichheit“, der Zeitschrift der Arbeiterinnenbewegung, und rief 1911 den 8. März als Frauentag ins Leben. Sie engagierte sich in der SPD, dann in der USPD und schließlich in der KPD, die sie auch im Reichstag vertrat. 1933 starb Clara Zetkin im russischen Exil.



Bild: F198-1913-822, AdA / Friedrich-Ebert-Stiftung



Bild: Alina Kleen

der Verband die wichtige Rolle übernommen, auf die Situation von Arbeiter*innenkindern und jugendlichen aufmerksam zu machen. Diese wurden im vergangenen Jahr weitgehend nur als potenzielle Virusüberträger*innen und als zu beschulende Wissensbehälter*innen betrachtet. Im Grunde hat sich sonst niemand für sie interessiert.

Außerdem muss sich der Verband um die Zeltlagerplätze kümmern. Es gibt kaum noch Fördergelder für die Finanzierung ihrer Infrastruktur. Für die Finanzierung aus ihren Einnahmen sind sie aber nicht ausgelegt, denn sie arbeiten kostendeckend. Es muss ein dauerhafter Fördertopf geschaffen werden, aus dem die zahlreichen Sanierungen, die bei den Zeltlagerplätzen überfällig sind, bezahlt werden können. Dafür muss Lobbyarbeit geleistet werden. Leider habe ich den Eindruck, dass es im Verband noch nicht genug Verständnis dafür gibt, wie bedeutend die Zeltlagerplätze für uns sind. Im Grunde stellen sie eine Absicherung dafür da, auch unter schwierigen Bedingungen arbeiten zu können. Selbst wenn die Finanzierung der Kinder- und Jugendarbeit einbrechen sollte, wären die Falken durch die Plätze immer noch in der Lage, auf Zeltlager zu fahren. Deshalb ist es wichtig, dass Genoss*innen nach ihrer aktiven Zeit im Verband in die Vereinsarbeit gehen, um die Zeltlagerplätze zu unterstützen.

Sorgen mache ich mir auch um die Angriffe von rechts. Bislang haben wir die Angriffe der AfD ganz gut abgewehrt. Die Frage ist, ob der Partei noch etwas anderes einfallen wird als kleine Anfragen in den Parlamenten. Damit müssen wir rechnen.

Zuletzt wäre es wünschenswert, wenn sich die Gliederungen des Verbandes, die in die Diskussion um die Ausrichtung der Mädchen- und Frauenpolitik involviert waren, sich mehr in unsere Gremienarbeit im Rahmen der MFPK und des Queerforums einbringen würden. Einmal, weil man schlichtweg mit mehr Leuten mehr erreichen kann, aber auch, weil der Verband an diesen Kontroversen nicht zerbrechen darf. Dazu müssen wir die Konflikte führen, aber nicht nur in der Hitze der Debatte auf den Bundesausschüssen und Bundeskonferenzen, sondern im Rahmen einer langfristigen gemeinsamen Auseinandersetzung. Auf der Bundeskonferenz

2017 ist der Konflikt am Thema Intersektionalität eskaliert. Zwar wird im Moment nicht mehr über das Thema gestritten, aber vor allem deshalb, weil sich die verschiedenen Fraktionen nicht mehr miteinander beschäftigen. Es muss ein Interesse daran geben, die unterschiedlichen Positionen zu verstehen, und man muss sich Zeit nehmen, den Dingen auf den Grund zu gehen. Das geht nur über langfristige Diskussionsprozesse im Rahmen unserer Gremien. Auch das Queerforum wird dringend gebraucht. Es gibt viele queere Menschen im Verband, die einen Ort benötigen für eine gemeinsame queere Bildung.

Wie wird es für dich nach dem Bundesvorsitz weitergehen? Wo siehst du deine persönliche, politische und berufliche Zukunft?

Zunächst werde ich meine Masterarbeit zu Prävention sexualisierter Gewalt in politischen Kontexten schreiben, die seit vier Jahren auf mich wartet. Außerdem bin ich kürzlich nach Dortmund gezogen. Ich möchte der sozialistischen Bewegung gerne weiterhin nah bleiben, aber wie das genau aussehen wird, muss sich erst noch zeigen.

Wirst du dem Verband noch in anderer Funktion erhalten bleiben?

Auf jeden Fall. Ich bin immer noch im Vorstand der Bildungsstätten, des Willy Brandt Centers und des Zeltlagerplatz e.V. Diese Ämter werde ich nun nach und nach abgeben.

Da der Verband mir die Ausbildung zur Fachkraft für Prävention sexueller Gewalt ermöglicht hat, möchte ich zu diesem Thema gerne auch weiterhin für den Verband ansprechbar bleiben.

Zudem gibt es eine starke Vereinslandschaft in NRW, in der ich Lust habe, Teil der nächsten Generation zu werden. Ich kann mir sowohl vorstellen, in Reinwarzhofen die Wasserhähne anzuschrauben als auch die Fördervereinsstruktur zu bespielen.

Vielen Dank für das Interview und alles Gute für deine Zukunft!

Das Interview führte
Maria Neuhaus,
(LV Thüringen)

Rezension "Karl Marx" von Dietmar Dath

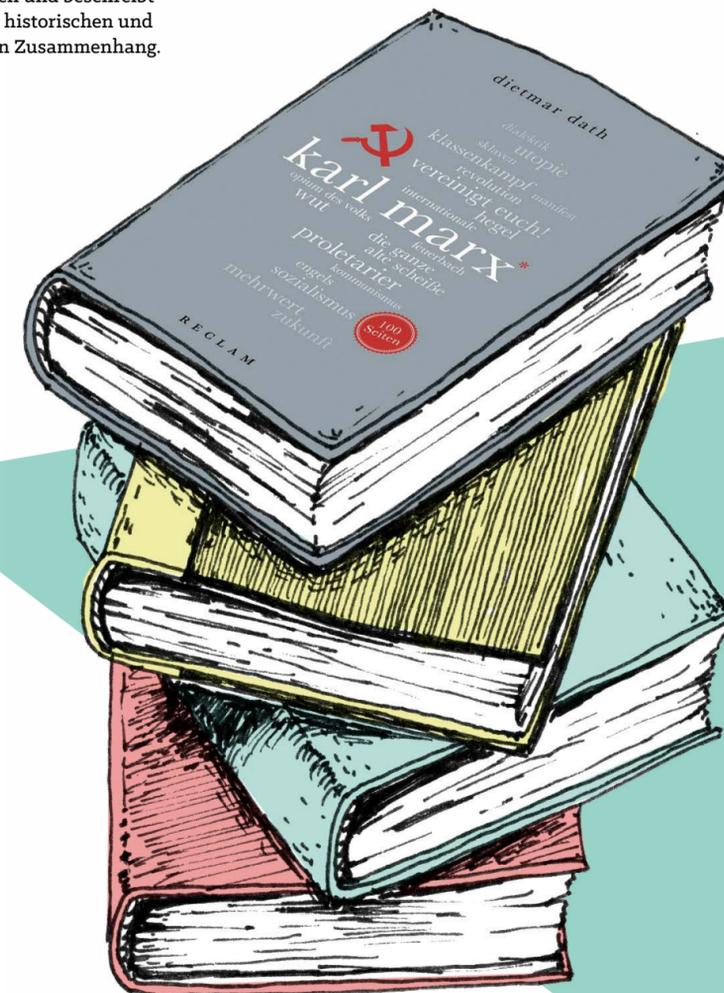
„Wer denkt, ist in aller Kritik nicht wütend.“ Aus diesem Zitat von Theodor W. Adorno wird allzu oft und fälschlicherweise ein Argument gegen die Wut gemacht. Fälschlicherweise, weil dem Argument die Schlussfolgerung fehlt, dass das Denken die Wut sublimiert. In diesem Verständnis besiegt das Denken nicht die Wut, sondern nimmt sie in sich – als seine Voraussetzung – auf. In anderen Worten: Wut ist die Voraussetzung des Denkens. An diesen Gedanken schließt auch Dietmar Daths Buch „Karl Marx“ an, welches sich angenehm von den zahlreichen Büchern, Filmen, Dokumentationen und Talkshows abhebt, die man anlässlich des 200-jährigen Geburtstags von Marx so vorgelesen bekommen hat. Auf nur 100 Seiten versucht Dath, die Entwicklung der marxistischen Kritik nachzuzeichnen und beschreibt diese in ihrem historischen und biographischen Zusammenhang.

Auch bei Dath steht am Anfang die Wut. In einem sehr persönlichen Kapitel beschreibt er sie als Grundbedingung der Kritik. Diese Wut aber muss erkalten in einen Zustand, der „lernt und versteht das abzuschaffen, was sie provoziert hat.“ In Rückbezug auf Rosa Luxemburg und den schwarzen Bürgerrechtler Frederick Douglass macht Dath anschließend den politischen Wert der „kalten Wut“ deutlich. An ihren Werken zeigt er auf, dass für die Abschaffung der Gründe für das Unrecht eine Analyse eben jener Gründe notwendig ist. Mit dieser Feststellung leitet der Autor in die politische Intention des marxistischen Werks ein.

Dath bleibt in seinen Ausführungen nie in der Immanenz der marxistischen Kritik gefangen, sondern

reflektiert diese immer auf ihre Bedingungen. Den Ausführungen über die politischen Schriften von Karl Marx gehen verständliche Einführungen zu Hegel und Feuerbach voran, zu denen Dath den historischen Materialismus ins Verhältnis setzt. Das Buch ist deshalb nicht nur geeignet für die Lektüre in der Gruppenstunde, sondern auch um das zu schärfen, was mal historischer Materialismus genannt wurde: Lebendiges Wissen, das die Kritik am Gegenstand ausrichtet und nicht den Gegenstand den Lehrsätzen unterwirft. Dath macht vor, wie das Begreifen der Welt in ihrem Zusammenhang, jenseits auswendig gelernter Phrasen und schöner Theorieexegese, mit dem Marxismus zusammenhängt.

David Pape,
LV Hamburg



Impressum

AJ –
Die Arbeiter*innenjugend
2 – 2021

Herausgeberin:
Sozialistische Jugend
Deutschlands - Die Falken
Bundesvorstand
Luise & Karl Kautsky Haus
Saarstraße 14, 12161 Berlin
Tel. (030)261030-0
aj-redaktion@wir-falken.de
www.wir-falken.de

V.i.S.d.P.: Loreen Schreck

Redaktion: Miriam
Bähr, Miriam Bömer,
Steffen Göths, Mona
Schäfer, Jan Schneider

Weitere Texte von:
Karl Müller-Bahlke,
Nico Schreiber, Tobi und
Marie, Maria Neuhaus,
David Pape

Fotos und Grafiken:
Wikimedia Commons
(S. 4, 5, 10), Plewa Sanitär
(S. 6, 7), Steffen Göths
(S. 11), Alma Kleen (S. 12,
14), Jeanette Burkhardt
(S. 13), Friedrich-Ebert-
Stiftung (S. 13)

Layout: Lena Schliemann

Druck: BVZ Berliner
Zeitungsdruck GmbH



Gefördert aus Mitteln des
Kinder- und Jugendplans
des Bundes.



Was kann ich für meine Klasse tun?

